

Die Arbeit.

Sie hätte, streng genommen, nicht zu arbeiten brauchen, während ihr Mann bei den Soldaten war. Gewiß, sie hatte ihren kleinen Jungen von zwei Jahren. Aber sie besaß doch eine Rente von 700 Franken, das Resultat der Ersparnisse aus der harten Arbeit ihrer Familie seit der Zeit von Louis Philipp bis zur dritten Republik. Das machte beinahe zwei Franken für den Tag, wozu noch ein Franken und 50 Centimen täglicher Unterhaltung kam. Die Zahlung der Rente unterließ. Sie hätten schon leben können zu zweit, die Mutter und das Kind, und in dem Logis, das aus zwei kleinen Zimmern und einer ganz kleinen Küche im fünften Stock einer Vorstadtstraße von Paris bestand, auf den Vater warten können.

Aber in Marthas Familie hatte man immer gearbeitet. Seitdem ihr Mann nicht mehr da war, hatte sie wenig zu Hause zu tun. Darum nahm sie Heimarbeit: Demden für die Soldaten, für welche man 20 Centimen für das Stück bezahlte, da sie für einen Zwischenmeister arbeitete. Eine Nähmaschine, die sie glücklicherweise besaß, machte es ihr möglich, daß sie soviel Hemden anfertigen konnte, um einige Sous mehr an jedem Tage für ihre Ernährung aufwenden zu können.

Martha nahm sich den Tag über einige Zeit, um mit ihrem Kinde ein wenig an die Luft zu gehen, um die Mahlzeiten einzunehmen, wozu sie sehr wenig Zeit gebrauchte, und endlich um Briefe an ihren Mann zu schreiben, was wieder mehr Zeit erforderte. Alle übrigen Stunden widmete sie der Arbeit an der Nähmaschine.

Die Nachbarin sagte oft: „Ruhen Sie sich doch ein bißchen aus. Kommen Sie doch herüber und sehen Sie sich meine Photographien an.“ Oder: „Ich will Ihnen einen Roman leihen, das wird Sie zerstreuen.“

Sie schüttelte den Kopf: „Mein Mann draußen hat auch keine Ferien. Man muß eben arbeiten, so lange man kann.“

Es gab in dem Stadtviertel eine wohlthätige Dame. Bei Beginn des Krieges widmete sie sich mit anderen wohlthätigen Personen der Aufgabe, den Witwen und den Müttern den Tod ihrer Lieben mitzuteilen. Mit der Zeit war den anderen diese traurige Mission über geworden. Sie war allein geblieben und sagte: „Wer soll es denn machen, wenn ich auch es nicht mehr tue.“

Man kannte sie schon und wenn man sie irgendwo eintreten sah, murmelte man: „Wieder einer gefallen!“

Und eines Tages trat sie ein in das Haus, wo Martha wohnte. Martha war ganz aufgeregt. Seit manig Tagen hatte sie keinen Brief von ihrem Mann erhalten. Wohl hatte man ihr gesagt: „Die Briefe werden in diesen Tagen zurückgehalten.“ Aber ihr Herz war in tausend Kengeln. Sie fand nur am Bettchen ihres Kindes oder bei ihrer Arbeit einige Ruhe.

Sie arbeitete. Das Quantum Hemden für diese Woche war bereits genäht. Sie brauchten nur noch fertig gemacht zu werden — die Knopflöcher gemacht und die Knöpfe aufgenäht.

Das Kind schläft bei ihr in seinem weißen Bettchen. Das Zimmer ist einfach, aber nett und reinlich. Nichts liegt unordentlich umher. Es wird wieder die Zeit des Friedens kommen; die blonden Haare Marthas wird wieder der eines lieben Mannes küssen, seine arbeitsharten Hände werden das Kind streicheln —

Das wird nie wieder sein. Die Dame tritt ein und fängt an zu reden. Martha versteht sie zuerst nicht. Dann will sie fünf Minuten lang nicht verstehen. Endlich setzt sie sich, ganz bleich, wie vom Blitz getroffen. Die Dame entfernt sich leise. Die Nachbarin kommt. Sie will Martha trösten, zu ihr reden. Aber Martha, stumm, verwirrt, drängt sie sachte hinaus. Sie will allein sein. Sie schließt die Türe ab.

Die Nachbarin ist unruhig. Sie geht ein wenig in ihrer Wohnung auf und ab, dann geht sie wieder an Marthas Tür. Was wird Martha tun, so eingeschlossen? Drei Stunden ist es her, daß die Todesbotin weggegangen ist, und bei Martha hat sich nichts gerührt. Schläft das Kind?

Die Nachbarin schleicht vor der Tür umher. Und zum sechsten Male schaut sie durch das Schlüßelloch und bemerkt endlich Martha. Was macht die junge Witwe?

Sie sieht sie nur vom Rücken, gebeugt über einen Stuhl. Sie rührt sich nicht. Ist sie vielleicht tot? Und der Kleine?

Die Nachbarin hält es nicht mehr aus. Sie tritt in das Zimmer. Auf den knöcheligen Knien sieht sie Martha, und sie ruft aus: „Was, Sie haben sich wieder an die Arbeit begeben?“

Ein ganz bleiches Gesicht mit eingetunkenen schwarzen Augen wendet Martha zu der Nachbarin, und mit der Stimme einer Abwesenden antwortet sie: „Die Arbeit — sie wird alles wieder gut machen!“

Kleines Feuilleton.

Von der Kino-Technik.

Ueber die Fortschritte der kinematographischen Technik in den letzten Jahren macht A. Biesegang in der Zeitschrift „Der Kinematograph“ interessante Angaben. Vor zehn Jahren stritten, sowohl in der Aufnahme, als auch in der Wiedergabe, noch verschiedene Systeme um den Vorrang, während sich heute durch die Praxis ein ziemlich einheitlicher Typus herausgebildet hat: in der Aufnahme der Transport des Filmbandes durch den Greifer, in der Wiedergabe durch das „Maltzhoferkreuz“. Erst die allerneueste Zeit hat darüber hinaus noch einen Fortschritt gebracht, der aber bis heute nur wissenschaftliche Bedeutung erlangt hat: das fortlaufende Filmband, bei dem die einzelnen Bilder durch die rotierende Spiegeltrommel auf den Film geworfen werden. Bei den bisherigen Apparaten wird während der rückwärtigen Vorwärtsbewegung des Filmes das Objektiv durch eine rotierende Blende geschlossen. Vor zehn Jahren läufige die kinematographische Technik noch schwer mit den Fehlern des Flimmerns und des Flickerns der Bilder, Dinge, die heute absolut überwunden sind. Durch die von den neueren Apparaten geleistete Bildzahl von 16 Aufnahmen in der Sekunde ist ein lückenloses Bewegungsbild gesichert, da unser Auge in der Sekunde etwa zehn verschiedene Eindrücke unterscheiden kann. Man kann sagen, daß technisch das zweidimensionale schwarz-weiße Bild heute auf seiner Höhe angelangt ist.

Aber schon hat sich die Technik neuen Aufgaben zugewandt, die allerdings noch nicht restlos gelöst sind. Da ist zunächst das stereoskopische Filmbild. Die Aufnahme macht hier keine besonderen Schwierigkeiten. Man braucht nur, ähnlich wie bei den photographischen Stereoskopkameras den Aufnahmeapparat mit zwei Linsen in Augenentfernung zu versehen und zwei Filmbänder dahinter mit gleichförmiger Bewegung abrollen zu lassen. Schwierigkeiten macht aber die Wiedergabe. Wenn man die beiden, etwas verschiedenen Bilder nebeneinander auf die Leinwand wirft, so muß jeder Zuschauer mit einem Prisma oder zwei Fernrohren ausgestattet werden, die jedes Auge zwingen, nur das für es bestimmte Bild zu betrachten. Oder man behilft sich mit Bildern in Komplementärfarben — z. B. grün und rot —, die man übereinander wirft und die Zuschauer dann durch Brillen mit einem roten und einem grünen Glas, wodurch das nicht für das betreffende Auge bestimmte Bild ausgelöscht wird, betrachten läßt. Doch sind das alles natürlich nur Nothelfer. Die Farberphotographie hat im Kinematoloverfahren eine Lösung gefunden, die aber bisher nur für gewisse langsame Aufnahmen anwendbar ist. Das Lombi, d. h. die Verbindung des Kinematographen mit dem Phonographen hat bei den neuesten durch Edison und Gramont patentierten Verfahren eine außerordentliche Höhe erreicht. Endlich sei noch die Funkenkinematographie erwähnt, bei der im sonst ganz verdunkelten Raume das zu photographierende Objekt durch Funken beleuchtet wird, die von hochperiodischen Wechselstrommaschinen erzeugt werden, während das Filmband in rasender Schnelligkeit hinter dem dauernd geöffneten Objektiv vorbeigezogen wird. Man hat es bis jetzt auf diese Weise schon auf 100 000 Aufnahmen in der Sekunde gebracht, wodurch die Aufnahme fliegender Geschosse, des Flügelklaps der Insekten und anderer für unser Auge unsichtbarer Bewegungen gelungen ist.

Fettgewinnung aus Fliegen.

Der Mangel an Fett für technische Zwecke hat verstärkte Bestrebungen im Gefolge, ein Fett zu erzeugen, das nicht von Menschen genossen wird und darum, ohne mit der Ernährungsfrage in Wettbewerb zu treten, technische Verwendung finden kann. Eine neue Möglichkeit zur Gewinnung derartiger Fettstoffe ergibt sich, wie der Vortrager der Berliner Bakteriologischen Station Sanitätsrat Dr. C. S. Engel in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ ausführt, durch die bisher wohl kaum beachtete Tatsache, daß aus den Larven der Schmeißfliege (*Musca vomitoria*) Fettstoff gewonnen werden kann, da die von ihnen ausgekommenen wertlos verkaufenden Eiweißreste sich in fast beträchtlicher Menge in Fett umwandeln lassen. Der Fettreichtum dieser Fliegenlarven ist den Fischern wohl bekannt, weshalb in vielen Gegenden Deutschlands diese Larven mit Vorliebe beim Angeln als Fischköder benutzt werden. Die Schmeißfliege legt ihre Eier besonders gern an faulendem Fleisch, vor allem an Fischfleisch ab, weshalb eine sehr leichte Art der Sammlung dieses Rohmaterials zum Zweck der technischen Fettgewinnung möglich ist. Wenn man

in einen mit einem Drahtkorb versehenen Eimer die leicht in Zerlegung übergehenden Eingeweide und sonstige Fischabfälle legt und den Eimer in die Sonne stellt, werden die Fischreste in kurzer Zeit mit einer Anzahl von Eiern der Schmeißfliege bedeckt sein, die bereits in wenigen Tagen zu grauweißen, durchschnittlich 1 bis 1 1/2 Zentimeter langen Larven austrocknen. Die Larven verlassen den Drahtkorb durch die Lücken und sammeln sich so am Boden des Eimers. Hier werden sie nach Entfernung des Drahtkorbes durch Aufgießen von heißem Wasser abgetötet, um dann von der Oberfläche des Wassers, an der sie wegen ihres Fettreichtums schwimmen, mit Leichtigkeit abgeschöpft zu werden, worauf sie zur Herstellung von Seifen, Seifen und anderen technischen Fettprodukten abgeliefert werden können. Da die als Nahrung dienenden Substanzen im Tierkörper nicht als solche erhalten bleiben, sondern sich in ihre Bestandteile zerlegen, um zum Aufbau des Körpers verbraucht zu werden, befinden auch gegen die Verfallung dieses Rohmaterials an Haustiere — Schweine, Enten, Gänse, Hühner — die ja auch sonst lebendes Futter und zum Teil Würmer genießen, keine Bedenken. In der Hauptsache aber würde sich das Verfahren doch zur Gewinnung von Fetten für technische Zwecke empfehlen, da es ebenso billig wie unerlässlich erscheint. (2)

Der Kampf gegen die Laus.

Der Kampf gegen die Parasiten ist ein Stück Armodizin, die erste Hilfe, die ein Tier dem anderen zur Erleichterung leisten kann. Ist es doch Tatsache, daß der Lause sich mehr gegen sein Angeziertes wehrt, als die halbivilisierte Welt und daß sogar gewisse Vögel ihre Jungen im Parasitenfange unterrichten. Schon im Jahre 1630 gibt, wie Kellert in der „Pharmazeutischen Post“ aufführt, Magmundus Rindler in der „Medicina militaris (gemeine Handstücke zur Kriegsärzney)“ einen Abschnitt über „Ungeziefer zu vertreiben“. „Wilt tu von Ungeziefer gesichert sein, so nim ein guten theil Bernut und die innern Abschnit von der Pferde Queffen, welche die Queffschmid herauf schneiden, wenn sie ein Pferd beschlagen wollen; siehe diese Stück beide in halb Laug und Wasser, stoße dein Hemmet darein und trüme es an der Luft; lasse es anderer Gestalt unausgewaschen, so kommt dir kein Laus daran. Ansonsten möchte dir villeicht eine sterben und vil tausend mit ihrer Leich gehen. Dih experiment ist noch bey den alten Teutschen Neutlern zu finden und ist ein Laus allerorts in einem Hemmet wäre so ließe sie eher heraus, ehe dich sie darein läme.“ Als Mittel gegen Kleiderläuse empfiehlt Kellert, die Wäsche in eine Abkochung von Quassilholz oder Wermutkraut zu tauchen. Auch einige Stücken Wermutkraut in das Lagerstroh gelegt sollen diese Plage, wie auch die Flohplage beseitigen. Wenn dies Rezept sich bewährt, so wäre das Verfahren, namentlich für den Osten sehr empfehlenswert, da sich dort das Wermutkraut auf jedem wüsten Plage findet.

Notizen.

Der erste Tragbücherschrank im Felde. Bisher fehlte es noch an Einrichtungen für die schnelle und handliche Beförderung von Büchern bis in die vordersten Schützengräben und wieder zurück. Jetzt hat die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großhorst einen „Tragbücherschrank“ bauen lassen, der 20 Bücher enthält und ohne weitere Verpackung, mit einem Vorlegeschloß versehen, durch die Post befördert wird. Stellt man ihn aufrecht, so fällt der Deckel zurück und kann auch als Schreibpult dienen. Mit einem Griff kann der Schrank dann wieder geschlossen werden; man trägt ihn an einem starken Bügel.

Die größte Lokomotive der Welt wurde nach dem „Journal des Débats“ soeben in Amerika hergestellt. Sie ist 5,08 Meter hoch, 3,44 Meter breit, 82,31 Meter lang, und läuft auf 28 Rädern. Die Lokomotive wurde von der Erie-Eisenbahngesellschaft gebaut und verrichtet die Arbeit von drei Lastzuglokomotiven des bisher größten Typs.

Die Behandlung des Getreides durch Gefrieren hat, wie aus den Kreisen des Vädergewerbes dem Kriegsausschuß für Konsumteninteressen mitgeteilt wurde und wie erprobte Versuche bestätigten, eine erhöhte Nahrungsmittelwertigkeit zur Folge. Eine unzulängliche Nahrungsmittelwertigkeit kann sehr verschiedene Ursachen haben. Klimatische Einflüsse, Masseneigentümlichkeit, chemische Zusammenfügung, Ernährung und Ernte geben hierin dem Korn sehr verschiedene Eigenschaften. Es wird sich empfehlen, dem Gefrieren des Getreides erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken und genau festzustellen, unter welchen Vorsetzungen es anzuwenden und wie es am besten durchzuführen ist.

Für tot erklärt.

Von Ernst Wichert.

VIII.

Es waren wunderbare Fügungen des Schicksals gewesen, denen Peter Klars seine Rettung verdankte. Als bei jenem verberlichen Sturm das Schiff seine Masten verloren und ein Deck bekommen hatte, das sich nicht mehr stopfen lassen wollte, als die Pumpen den Dienst versagten und die Sturzwellen in immer rascherer Folge das Verdeck überfluteten, hatte sich dumpfe Verzweiflung der Mannschaft bemächtigt. Selbst der Kapitän hatte jede Hoffnung aufgegeben und seine Leute ermahnt, sich im Gebet zu Gott zu wenden, vor dessen Richterstuhl sie bald stehen würden. Nur Peter Klars konnte sich noch nicht an den Gedanken des Todes gewöhnen; immer sah er sein schönes junges Weib und seinen lieblichen Knaben vor Augen, und es war ihm, als ob sie ihn mit schmeichelnden Stimmen bäten, auszuharren und seinen Versuch der Rettung unbenuzt zu lassen. Diese Bilder seiner erregten Phantasie tanzten zuletzt auf allen Wellenkämmen, diese holden Flüsterstimmen übertönten das Gebrüll und Pfeifen des Sturmes, das Gischen der über das Verdeck schließenden Wogen. Er band sich fest an eine Leine, die beim Sturz des Mittelastes oben abgerissen war, am Bord aber befestigt blieb, und bewirkte dadurch, daß er nicht vom Schiff gespült werden konnte, selbst wenn er sich von seinem Haltpunkte entfernte. Dann schnitt er mit seinem scharfen Taschenmesser eine andere starke Leine ab und suchte mit derselben den Ort zu erreichen, wo die Wasserfässer mit geteerten Gurten an den Deckbalken befestigt waren. Nach einigen vergeblichen Anstrengungen gelang dies. Er verband nun zwei nebeneinander liegende Fässer sowohl an den Vorder- als an den Hinterreifen, die das Abgleiten verhindern konnten, mit der langen Leine und stellte zwischen diesen beiden Hauptverbindungen eine Art von Reyer her, indem er die Leine mehrmals her und hin spannte. Nun öffnete er die Kräne, ließ den Vorrat von Süßwasser auslaufen und schloß wieder sorgfältig die Öffnungen. Dann band er sich selbst auf dem Reyer fest und durchschnitt die Leine, die ihn mit dem Bord verband. Auch in den Gurten machte er tiefe Einschnitte, um die Fässer im entscheidenden Augenblick schneller flott zu bekommen. Endlich, als das Brad, von einer gewaltigen Welle hoch gehoben, gleich darauf in die Tiefe gestürzt wurde, in allen Fugen krachte, sich bedenklich auf die Seite legte, mit dem Hinterdeck Wasser schöpfte und zu sinken begann, empfahl er Gott seinen Leib und seine Seele, trennte die Gurten ab und schloß sich mit rasender Schnellig-

keit von der nächsten Welle fortgerissen. Das Schiff verlor unter ihm.

Einen Augenblick vergingen ihm die Sinne; über ihm und um ihn brodelten und zischten die Wasser, die beiden Fässer wurden unaufhörlich gegeneinander getrieben und quetschten ihn ein, überschlugen sich auch wohl und brachten ihn eine Sekunde gänzlich unter Wasser. Aber die Energie, die bisher alle Zweifel an der Möglichkeit einer Rettung überwunden hatte, verließ ihn auch jetzt nicht. Sobald die erste Betäubung gewichen war, brachte er sich in eine solche Lage, daß er, auf dem Reyer balancierend, mit jeder Hand den Spund des Fasses rechts und links ergreifen und so das Fahrzeug einigermassen lenken konnte. Freilich gehörte dazu eine Kraft und Ausdauer, wie sie nur die Todesangst und die Hoffnung, sich den Seinigen erhalten zu können, auf die Dauer zu gewähren vermochten.

So trieb er zwei Tage und zwei Nächte auf dem Ozean, ohne einen Bissen Brot, ohne einen Trunk Wasser, ohne eine Minute Schlaf. Zwar legte sich der Sturm schon nach etwa vierundzwanzig Stunden, aber die See ging noch immer hoch; mehrere Schiffe fuhren vorüber, ohne ihn zu bemerken. Halb verjammert vor Hunger und Durst, halb blödsinnig von Schlaflosigkeit und geistiger Ueberspannung, wurde er endlich am dritten Tage von einem Ostindienfahrer bei schon ruhigerem Wetter entdeckt und aufgenommen. Er verfiel in eine schwere Krankheit, von der er erst nach Wochen unter dem Beistande des Schiffsarztes genas.

Eine Benachrichtigung seines Neblers oder seiner Frau war unmöglich; das Schiff legte nicht mehr an. Man passierte die Linie, kam vierzehn Tage lang wegen völliger Windstille nicht von der Stelle, hatte dann wieder mit Stürmen zu kämpfen, gelangte aber glücklich um das Kap und segelte wieder nordwärts über den ostindischen Ozean. Aus dem nächsten Hafen, den man anlie, schrieb Klars einen Brief nach Hause. Er erreichte seinen Bestimmungsort nicht, wahrscheinlich weil die Adresse „An die Fischersfrau Annika Klars auf der Rehrung“ den englischen Postbeamten unverständlich geblieben war.

Er konnte hoffen, in sechs bis acht Monaten wieder in der Heimat zu sein, da das Schiff nur Ladung einnehmen und dann direkt zurückkehren wollte, und bemühte sich deshalb nicht um eine andere Gelegenheit, zumal der Kapitän seine Brauchbarkeit erkannt und ihn für die ganze Reise geheuert hatte. Aber das Glück wollte ihm nun einmal durchaus nicht wohl, recht als ob er dafür bestraft werden sollte, daß er Frau und Kind verlassen habe. Das gelbe Fieber erfaßte ihn und brachte ihn wieder an den Rand des Grabes. Als er dann

nach Monaten so weit gekräftigt war, um wieder Dienst nehmen zu können, hatte sein Schiff längst den Hafen verlassen. Er mußte zufrieden sein, ein Unterkommen auf einem anderen Ostindienfahrer zu finden, der lange Jahre als Kriegsschiff gedient hatte, dann ausrangiert, von der Kompagnie angekauft und zu einem Lastschiff umgebaut war. Man wußte von seiner ersten Reise viel Bedenkliches zu erzählen; mehrere Matrosen waren abgesprungen, und es hielt schwer, andere an deren Stelle zu finden. Nur der vollständige Mangel an Subsistenzmitteln und der immer lebhafter gesteigerte Wunsch, so bald als möglich sein Vaterland wiederzusehen, ließen ihn jede Rücksicht hintansetzen. Die schlimmen Verhältnisse waren nicht umsonst gewesen; bei dem ersten größeren Sturme geborchte das Schiff dem Steuer nicht mehr, trieb ab und wurde auf die afrikanische Küste geworfen. Der größte Teil der Besatzung rettete sich zwar ans Land, nur wenige aber entgingen den Nachstellungen der grausamen Eingeborenen, welche das Brad als gute Beute und dessen frühere Besizer als ihre Feinde ansahen.

Zu diesen wenigen gehörte auch Peter Klars, der sich mit einigen Gefährten gleich in der Nacht des Schiffbruchs aufgemacht hatte und südwärts am Strande entlang gegangen war, in der freilich ganz trügerischen und lediglich ihrer mangelhaften geographischen Kenntnis zuzuschreibenden Hoffnung, so am leichtesten den nächsten Hafen zu finden.

So blieben sie mehrere Tage unbemerkt und wurden dann, als man sie entdeckte, nicht getötet, sondern in Gefangenschaft nach dem Innern des Landes geführt. Nach langem Aufenthalt und mancherlei bereiteten Fruchtversuchen gelang es ihm endlich, seinen Weingern zu entgehen und in die Wüste zu entkommen, die das Kapland begrenzt. Es war unter so vielen Wündern nicht das kleinste, daß er hier nicht elend verjammert; nur ein von fast unglücklichen Entbehrungen gestählter Körper und der Umstand, daß er nach einigen Tagen einer kleinen Karawane von Reisenden und Missionaren begegnete, die ihn mit den notdürftigsten Lebensmitteln versehen, halfen ihm die Ansiedlungen der Holländer und demnächst nach einem weiteren halben Jahr die Kapstadt erreichen, wo er sich nach England einschiffte und diesmal ohne weitere Fährlichkeiten landete. Seinen nicht unerheblichen Arbeitsverdienst in der Kapkolonie und die ersparte Steuer nahm er mit auf ein Holzschiff, das gerade die Reise in die Heimat antrat. Nahe dem Hafen wußte er bei dem herrlichen Sommerwetter, das jede Gefahr ausschloß, den Kapitän zu vermögen, seinen Kurs näher, als sonst gewöhnlich, an der Rehrung entlang zu nehmen und ihn mit einem Boot auszusetzen. (Fortl. folgt.)

